Schubartiana

Ernst Holzer

Schubartiana.

Von Ernst Holzer.

In meinem Buch über den Musiker Schubart habe ich mir redliche Mühe gegeben, das Material recht vollständig vorzulegen, aber es liegt in der Natur solcher Forschungen, daß man, streng genommen, nie fertig wird. Und ein wenig auch in den Verhältnissen: man weiß, wie in der schwäbischen Lokalforschung die Musik bisher behandelt oder vielmehr nicht behandelt worden ist. An zureichenden Gründen dafür fehlt es nicht; sie aufzuzählen kann ich mir hier ersparen. Nirgends gibt es zuverlässige Vorarbeiten, niemand hat hier gesammelt und konserviert. Ist es nicht possierlich, daß das einzige vollständige Exemplar des von Zumsteeg und Genossen herausgegebenen musikalischen Potpourris, Stuttgart 1790 (Schub. als Mus. S. 136 ff.), im Britischen Museum lagert? Oder daß man die „Unterhaltungen beym Klavier in deutschen Gesängen von einem jungen Dilettanten aus Schwaben“[1]), Leipzig und Winterthur 1778, aus der Bibliothek des Conservatoire Royal de Musique in Brüssel requirieren muß? Wenn die Landesbibliothek diesem Gebiete etwas mehr Aufmerksamkeit zuwenden wird — wie neuerdings verlautet, soll ja eine musikalische Abteilung geschaffen werden —, so findet sie ein dankbares Feld der Tätigkeit vor. Ein solches Institut kann auch mit Leichtigkeit umfassende lokale Nachforschungen anstellen, die dem einzelnen

[1]) Erwähnt bei Friedländer das deutsche Lied im 18. Jahrhundert I, 1, S. 247, der das opus, mit Recht, abfällig kritisiert. In der Vorrede — das Heft ist dem Regierungsrat Harpprecht in Tübingen gewidmet — heißt es, der Verfasser sei ein „Dilletant in Schwaben, dessen Bestimmung es nie zuließ, weder mündliche noch schriftliche Unterweisung in der Satzkunst zu erhalten und der die Lieder so liefert, wie die liebe Mutter Natur sie ihn auf seinem Dörfchen gelehrt hat“. Wer der Autor ist, habe ich zufällig gefunden, im Schwäb. Magazin 1778, S. 561 „der Verfasser dieses Werkes, M. Christmann, ist einer unserer Landsleute, der sich gegenwärtig in Winterthur aufhält, und der sich schon seit mehreren Jahren nicht ohne glücklichen Erfolg auf die Musik legte“ u. s. w. Auch bei Gerber, histor. biogr. Lexik. 1790, S. 279 oben ist dieser erste Versuch des später so produktiven Pfarrers von Heutingsheim angedeutet.

nicht möglich sind und kann Dinge finden und konservieren, wonach bisher kein Mensch gefragt hat. Wer hat jemals bei uns zu musikhistorischen Zwecken die Inventare der verschiedenen Kirchen untersucht? Über einen Fund dieser Art soll nachher berichtet werden. Ein weiteres Desiderium an die Bibliothek wäre: möglichst weitgehende Anschaffungen auf dem Gebiete der alten musikalischen Zeitschriften. Ohne solche kann kein Forscher heute mehr über Musikgeschichte arbeiten. Solche antiquarischen Beschaffungen sind nicht leicht, aber wie ich aus Erfahrung weiß, durchaus nicht unmöglich.

Alles erwogen, ist es nicht ganz meine Schuld, wenn ich schon heute wieder mit einer kleinen Nachlese zu Schubart komme, die ich hier niederlege, wo sie für spätere Forscher bequem erreichbar ist[1]).

Die testimonia über die Ästhetik der Tonkunst S. 53 ff. hätte ich ausführlicher geben sollen. Die wichtigsten aus der Leipziger Allgemeinen musikalischen Zeitung hole ich hier nach. Dieses damals in Deutschland tonangebende Blatt war von dem ausgezeichneten Musikschriftsteller Rochlitz redigiert und ohne Zweifel stammt aus seiner Feder die einleitende Bemerkung zu einigen Proben, die vom 11. Januar 1804 ab (S. 230 ff., 253 ff., 269 ff.) aus dem von L. Schubart bearbeiteten Manuskript abgedruckt sind.

„Der verstorbene Schubart (Direktor der herzogl. württembergischen Hofmusik und des Theaters) der als Schriftsteller, Tonkünstler und Mensch bey allen, die ihn gekannt haben, im rühmlichen Andenken lebt und immer leben wird; der sich durch seine Gedichte und mancherley andre literarische Arbeiten ein sehr bedeutendes Verdienst um sein Vaterland erwarb; der auch durch seine letzten Schicksale ein lebhaftes Interesse von ganz Deutschland auf sich zog (wo hätte man nicht z. B. das von ihm in der Gefangenschaft gedichtete und in Musik gesetzte herzliche Lied: „ich habe viel gelitten[2])“, — mit Theilnahme gesungen!) Schubart hatte in den letzten Jahren seines Lebens den Entschluß gefaßt, eine Ästhetik der Tonkunst zu schreiben. Soviel aus seinen nachgelassenen Papieren

[1]) Eine Statistik sämtlicher Kompositionen Schubartscher Gedichte durch andere — so wie sie Friedländer für die verschiedenen Dichter in dankenswerter Weise angelegt und z. B. für Bürger E. Ebstein in der Zeitschrift für Bücherfreunde 1903, Augustheft, S. 176 ff. mustergültig ausgeführt hat, hatte ich für Schub. a. M. ausgearbeitet. Das Buch konnte aber nicht weiter belastet werden. Ich werde sie später einmal veröffentlichen, gelegentliche Beiträge gelehrter Leser dieser Zeitschrift sind willkommen.

[2]) Ich vermute, daß Rochlitz hier den „Bettelsoldat“ ungenau zitiert, dessen zweiter Vers anfängt: „Gott weiß, hab' viel gelitten“. Gerade dieses Lied wurde viel gesungen und auch, jedenfalls schon früh, mit manchen Variationen. Vgl. Schub. a. M. S. 88 ff.

erhellet, war sein Plan, folgende zwey Hauptfragen gründlich und ausführlich zu beantworten: Was ist in der Musik gethan worden und wird jetzt gethan? Und dann: Was ist nun noch zu thun übrig? Den ersten Abschnitt hat er ganz ausgearbeitet hinterlassen. Er zeigt in demselben ausgebreitete historische Kenntnisse, hat die große Menge der sorgsam gesammelten Materialien gut geordnet und unter höhere Gesichtspunkte gebracht, überall treffliche Bemerkungen und Hindeutungen eingestreuet, und das Ganze durch seinen bekannten feurigen Geist, freyen Muth und körnigen Styl so belebt, daß es, so wie es ist, als ein sehr anziehendes Gemälde der Kultur der Tonkunst bey allen Nationen von der frühesten bis auf unsere Zeiten, dem Dilettanten und nicht wissenschaftlich gebildeten Künstler genügen, und auch dem gelehrten Musiker nicht gleichgültig seyn kann.

Es ist noch zweifelhaft, ob das Ganze (vom Hrn. Prof. Schubart in Stuttgart, dem Sohne des Verfassers, revidirt) im Druck herausgegeben werden wird. Hr. Prof. Schubart hat uns das Manuskript mitgeteilt, und nach diesem müssen wir aufrichtig wünschen, daß es bekannt gemacht — aber auch, daß es vorher, vielleicht bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts, da das Werk nur ohngefähr bis 1780 reicht, von einem der Sache gewachsenen Mann fortgesetzt werde. Was Schubart für den zweyten Theil schon ausgearbeitet hat — wie die Abhandlungen: über die verschiedenen Style in der Tonkunst, über die verschiedenen Charaktere aller vorhandenen musikalischen Instrumente und deren besten Gebrauch, vom Ausdruck 2c. würde etwa als Anhang beygefügt werden können, und das Ganze dennoch nur ohngefähr ein und ein halb Alphabet füllen und mithin kein kostspieliges Buch werden. Wir wünschen unsere Leser auf diese Schrift aufmerksam zu machen (empfehlen wird sich der wackere Schubart schon selbst) und geben deshalb einige Fragmente aus derselben" u. s. w.

Abgedruckt sind längere Abschnitte „aus der Geschichte der italienischen Musik bis auf Jomelli", „Jomelli", „aus der Geschichte der deutschen Musik, von Luther bis auf Kaiser Karl den sechsten", „aus der Geschichte der pfalz-bayerschen Schule, bis auf Vogler", „Holzbauer", „Vogler", „Gluck".

Jedenfalls wieder von Rochlitz ist die Besprechung des 1806 bei Degen in Wien erschienenen Buches (Pr. 2 Thaler) am gleichen Orte, Jahrgang 1806, 17. September Nr. 51, S. 801 ff.: „Schubart, zu seiner Zeit berühmt als Dichter, und Schriftsteller überhaupt, als Kenner der Tonkunst, Komponist und Virtuose auf Klavier und Orgel; Schubart, vielleicht noch berühmter (wenigstens außer seinem Vaterlande) als kühner, freymüthiger, deutscher Mann, der in den bedenklichsten

Verhältnissen ein Brandmal laut ein Brandmal, nicht bloß einen schwarzen Fleck zu nennen wagte, und dafür auf Hohenasperg zehn Jahre lang büßen mußte: dieser Schubart schrieb dies Werk, und schrieb es eben auf jener Veste, wo er seit 1777 gefangen saß, oder vielmehr, er diktierte es zu seiner Unterhaltung, fast ganz aus dem Gedächtnis, fast ganz ohne Hilfsmittel. Wer Sch. kannte, und diese Zeit, sowie diese Umstände zusammengenommen erwägt, der weiß gewiß so ziemlich, was er hier zu erwarten hat. Kein System der Ästhetik, am allerwenigsten, was man jetzt in Deutschland so nennen würde: auch nicht eigentlich Ideen, woraus sich so ein Werk erbauen ließe, — wie man etwa aus dem Titel schließen könnte, nein; was ein Mann von Geist und Kenntnissen überhaupt, ein Mann von ausgezeichnetem Talent und ausgezeichneter Erfahrung in der Tonkunst insbesondre; was ein Mann, dem die Literatur seiner Kunst nicht fremd war, und die besten Produkte derselben aus alten Zeiten noch weniger, der überdies mit den gleichzeitigen Künstlern fast sämtlich in Bekanntschaft stand; was, sage ich, ein solcher Mann, weniger über das Wesen als über die Wirkungen, Mittel und Geschichte der Tonkunst, sowie über den Charakter und die Vorzüge der berühmtesten Meister, zunächst in sich vorfand, und eben so ziemlich in Ordnung unterbringen konnte — das suche man hier, und das wird man zuverlässig nicht ohne Vergnügen finden.

Aber wahrhaftig, es ist bei diesem Buche, wie bei einem Kunstwerke, bey weitem nicht das Was allein, sondern ebensosehr das Wie, worauf es ankommt. Was Sch. hier sagt, wissen jetzt, den Hauptsachen nach, gewiß viele Deutsche, und auch die meisten Nebendinge könnte man wohl auch aus andern Schriften kennen lernen; aber wie er's sagt, sagt's keiner. Nicht als ob wir gerade seine Art geradezu als die beste von allen erklären möchten, aber sie ist ganz seine Art, ist durchaus originell und für jeden, dem nicht eine gebügelte, geleckte, aufgeputzte Schreibart allein Stil heißt, für jeden, der den Landsmann und Freund, den Zeit- und Geistesverwandten Schillers (in dessen frühesten Jahren und Werken) in seiner kecken, zuweilen desultorischen und wilden Energie und Kraftsprache zu würdigen und zu genießen im Stande ist, sehr anziehend, zuweilen wahrhaft begeisternd, entzückend.

Soviel aus voller Überzeugung über das Buch im Ganzen. Daß sich seit Abfassung desselben, in der Ansicht der Kunst überhaupt und der Tonkunst insbesondere; daß sich in dem Zustande derselben, sowie unter ihren Bekennern und Beförderern, vieles, sehr vieles geändert hat; daß sich mithin, nicht nur gegen viele historische, sondern auch gegen philosophische und kritische Bemerkungen des Verfassers vieles, sehr vieles jetzt ein-

wenden lasse: das versteht sich von selbst, verstehet sich aus jenen oben angeführten Punkten — aus Schubarts Individualität und aus der Zeit und den Verhältnissen der Entstehung dieser Schrift."

Rochlitz verzichtet auf Zusätze und Berichtigungen und gibt wiederum einige Proben: die „Sächsische Schule", darunter besonders die Charakteristik von Bach und Händel. Daß ein Mann wie Rochlitz in der ersten Musikzeitung Deutschlands 14 Jahre nach Schubarts Tod so spricht und große Stücke abdrucken läßt, beweist deutlich genug, wie man außerhalb der württembergischen Grenzpfähle damals auch vom Musiker dachte. Man kennt Rochlitzens Verdienste um die Würdigung von Beethovens Größe — in einer Rezension des „Christus am Ölberge", Allgem. Mus.-Ztg., Jahrgang 1812, S. 3 ff., die (nicht unterzeichnet) ersichtlich auf ihn zurückgeht, entdecke ich noch ein Zitat aus Schubarts Ästhetik, S. 6: „und zwar den Accord der Tonart, von welcher Schubart (Charakteristik der Töne) in seiner energischen Sprache bemerkte, wenn Gespenster reden könnten, so müßten sie aus dieser Tonart, mit ihren frostig packenden erschütternden Klängen sprechen — nämlich Es moll" u. s. w.

Ein weiteres testimonium über die seinerzeit offenbar vielgelesene Schrift füge ich bei, auf welches mich Hr. Oberregierungsrat Dr. Adam aufmerksam machte. J. J. Wagner in seinen Lebensnachrichten und Briefen (von Adam und Kölle, Ulm 1849) schreibt S. 260 f. 2. April 1809 Würzburg an den Minister v. Kretschmann: „Schubarts Tonkunst, die ich am 27. März auf die Post gab, werden Sie nun längst erhalten haben. Von dem Gelde, dessen Sie gedenken, habe ich nichts erhalten. Ich habe nur hin und wieder in Schubart hineingeguckt und fühlte mich auch durch dies wenige, was ich lesen konnte, ohne aufzuschneiden, zu dem Buche hingezogen. Der äußerst lebhafte Vortrag, die kühnen Urteile und treffenden Bilder ziehen an, und ich meine, daß die Lektüre des Buches für den wissenschaftlichen Kopf Ausbeute geben müßte, so unwissenschaftlich auch der war, der es geschrieben hat. Seine Phantasie treibt ein stets ununterbrochenes Blitzen, und kann kaum für einen Augenblick zu Umrissen kommen; auch hat das Licht seiner Phantasie noch zuviel Rauch der Empfindung um sich. Gott verzeihe mir das Bild! — Ich bin begierig, was Sie mir von dem Buche schreiben werden." Die Stelle war mir entgangen, gesucht hatte ich bei Wagner Sch. a. M. S. 95, Anm. 1.

Ebendaselbst ist mir ein weiteres entgangen. Die Wagnerschen Notenhefte aus der Stadtbibliothek Ulm, die alle aus Wagners Jugend herrühren, sind recht interessant als Fundgrube zeitgenössischer, in allen

möglichen periodischen Veröffentlichungen zerstreuter Kompositionen. Ich habe a. a. O. alles, soweit es Schubart betrifft, daraus zusammengestellt. Neulich, als ich dieselben Hefte gemeinsam mit dem Berner Musikforscher Universitätsprofessor Dr. Thürlings durchblätterte, fiel mir ein einzelnes, früher übersehenes Blatt in die Hände, auf dem von Wagners Hand die Komposition des Schwabenmädchens „Ich Mädchen bin aus Schwaben" von Schubart steht. Man vergleiche über das Lied Friedländer II, 379 ff. Mit der dort verzeichneten Volksweise, die höchstwahrscheinlich aus einer Quelle mit einem Mozartlied stammt („komm lieber Mai") hat Schubarts Melodie, die nur 8 Takte umfaßt, nicht das geringste gemein.

Das Winterlied: Mädel, 's ist Winter u. s. w., das ich seither nur in Wagners Abschrift nachweisen konnte (Schub. S. 96 Anm.), ist gedruckt in „Musikalischer Blumenkranz, ein Neujahrsgeschenk für Klavierliebhaber", Speyer und Leipzig bei Rat Boßler. Kl. 8. 26 S. (Dresden, K. öffentl. Bibliothek.) Der Text (bei Hauff S. 442 f.) zeigt die schwäbischen Formen Häusle, Stüble und gibt in Str. 3 die Worte anders gestellt: mache mit Mährlein die Nächte dir kurz. — Ohne Zweifel stecken die andern bei Wagner abgeschriebenen Lieder, z. B. „meine Wahl" „der Pfeifenkopf" u. a. in den Jahrgängen der Boßlerschen Publikationen, die jetzt antiquarisch nicht mehr aufzutreiben sind z. B. 1786 f. Die Aufspürung dieser Jahrgänge, die mir auch für andere Zwecke, z. B. Rheinecks wegen, von großem Wert wären, möchte ich allen Lesern dieser Abhandlung ans Herz legen: sie sind sicherlich noch da und dort in Privatbesitz, ohne daß der Besitzer weiß, daß sie antiquarisch einen bedeutenden Wert haben.

Stark benützt ist die Ästhetik der Tonkunst und überhaupt Schubarts musikalische Schriftstellerei von dem Reichsfreiherr Franz Friedrich Siegmund August Böcklin von Böcklinsau „geheimen Rathe der Philosophie Doctor, der Akademie der Arkadier in Rom, wie auch verschiedener gelehrten Gesellschaften Mitgliede" u. s. w. in dessen Fragmenten zur höheren Musik Freiburg und Konstanz 1811 (z. B. S. 40, 66, 67 und sonst). Man vergleiche über ihn Friedländer I, 221 f. Schubart a. M. S. 76 f., wo ich auch erwähnte, wie Christmann vor diesem adeligen Dilettanten schweifwedelte, in einer Biographie in Boßlers Realzeitung 1789, S. 151 (nach ihr Gerber Lexik. 1790 s. v. Böcklin). Er war Schüler Jomellis in Ludwigsburg 1770, über den er S. 70 schreibt: „Jomelli — war so vierschrötig, wie immerhin ein Nürnberger oder Hamburger Packknecht, und wie hoch hat er es gleichwohl in der

Tonkunst gebracht?" Er schreibt S. 83 „es bleibt also für unsere Nachkömmlinge der noch erhabene Wunsch übrig, daß unter ihnen ein Meister geboren werde, der Haßens Gesang mit Jomellens Ausdruck glücklich vereinigen könnte". Geschrieben 20 Jahre nach dem Tode Mozarts ....

Von diesem Böcklin gibt es nun ein Buch aus dem Jahr 1790 (beide Bücher in der Staatsbibliothek München) Beiträge zur Geschichte der Musik besonders in Deutschland nebst freymutigen Anmerkungen über die Kunst von F. F. S. A. v. B. Freiburg bei Zehnder. Hier finde ich eine nicht uninteressante Stelle über Schubart, die den Schubartbiographen entgangen ist, S. 45. Das Buch ist in Briefform abgefaßt, Brief 5 f. an die Gräfin von K.

„Madame!

Sie heißen des Professor Schubarts, dieses so schönen Geistes stark im Geschmack (sic) seine entzückenden Arien — Ihre Lieblingsstücke? Recht so. Dies ist mir ein neuer Beweis Ihres feinen Gefühls — Ihrer richtigen Beurteilungskraft. Vielleicht glauben Sie, ich rede dergestalt — weil alte Bekanntschaft, der Ruf, und gleicher Enthusiasmus für Wissenschaft und Kunst mir solchen Mann (der größte Chronikenschreiber unserer Zeit — und dessen Herold jeder ist —) längst schon verehrungswürdig machten? Nein, Madame! Das Gefühl der feinsten Kenner wird mir darin zum Maßstabe. — Und wie mögt' ich solchen zu widerstehn, da mein Herz bei Schubarts Wolkengesang — ein gleiches sanft empfindet? — Bin ich nicht gerechtfertigt? — Wahrhaftig, ein solcher Kopf verdiente ein weit besseres Geschick gehabt zu haben. — Allein was ist wohl immer ein Prophet in seinem Vaterlande? Und wo sind Verdienste zu finden? die nicht von Feinden umnebelt werden? — Doch endlich — wird die Sonne über den Nebel Meister, und zeigt uns glänzend was sie ist. — Sie urtheilten ganz richtig. Schubarts Stärke bestehet in den Mordenten, in der Schwellung der Töne durch den zitternden Druck der Tasten. Ihn, der sich selbst überlassen, im stillen Mayabend am Klavier zu belauschen: Wonne für jeden, der's kann!" Als Zeugnis für die Wirkungen des Klavierspielers Schubart mag man immerhin dies affektierte reichsfreiherrliche Geschwabel den Stellen anfügen, welche ich Sch. S. 33 zusammengestellt habe[1]).

[1]) Das Buch enthält viel über Jomelli, u. a. S. 20 „Lissabon sollte der künftige Bestimmungsort für Jomelli werden, aber er zog Neapel vor." ?? — Der Witz Schubarts, den ich Schub. a. M. S. 73 zitierte (das Pfarrerstöchterlein über den Kastraten) erscheint etwas parfümierter 15 Jahre später S. 78: „als einst eine gewisse Dame gefragt wurde, was sie von des Guarrieri seinem Singen denn wohl hielte? so erteilte

Durch das in der Anmerkung erwähnte Buch von Eschstruth (Staatsbibliothek München) wurde ich aufmerksam gemacht auf ein „Musikalisches Taschenbuch auf das Jahr 1784“ gedruckt zu Freiburg, das S. 70 ff. heftig getadelt wird. Dieses Büchlein, das ich der Freundlichkeit des stets hilfebereiten Herrn Oberbibliothekar Dr. Kopfermann in Berlin verdanke, enthält zu Anfang eine Reihe von Charakteristiken zeitgenössischer Künstler und Dilettanten, darunter diverser Württemberger, S. 40 ff. Marianne Pyrker, 45 ff. eines anonymen P. X. Kandidat des Predigtamts im — — geboren im September 1752 (dies ist der Pfarrer Christmann[1]), 51 f. Dehn, württ. Husarenrittmeister, 54 f. Eberhard von Gemmingen, herzogl. württ. Geheimrat und Regierungsratspräsident, S. 68 f. Nisle Sohn, der bekannte Waldhornist, Caroline von Penassen in Ludwigsburg 71 f. Die zwei interessantesten aber sind S. 76 f. Regina Voßelerin, S. 80—84 Rudolf Zumsteeg. Über Regina Voßelerin habe ich im Schubart mehrfach gehandelt S. 97 f. 106 f. Ich lasse das Stück hier wörtlich abdrucken:

„Ihr Vater ist Lieutenant auf der Festung Hohenasperg, sie aber befindet sich seit ihrem 7. und 8. Jahr bei ihrem Pathen, Herrn Obristlieutenant Bilfinger in Ludwigsburg (einem ehrenvollen Manne) der bisher alles angewendet hat, ihr Bildung des Geistes und des Herzens zu geben; und der keine seiner Erwartungen verloren sieht, und keine seiner Kosten bedauern darf.

In ihrem zwölften Jahr spielte sie schon zur Bewunderung aller Kenner die schwersten Klavierstücke von Bach und anderen Meistern. Nun ist sie 17 Jahre alt und verspricht mit jedem Tag mehr, eine der ersten Klavierspielerinnen von Deutschland zu werden.

Sie spielt mit einer sehr großen Fertigkeit; ihr Vortrag ist deutlich, präzis und korrekt; eigentlich wurde ihre Spielart durch Schubart gebildet!

---

selbige sehr witzig zur Antwort: „c'est une voix, à laquelle manque quelque chose“. [plutot tout] setzt der schalkhafte Arkadier hinzu! Man vergleiche, was ich über solche wandernden Witzchen a. a. O. S. 22 Anm. sage. Ein weiteres Exemplar dieser Sorte fand ich in H. A. Fr. von Eschstruth's, Justizrats Arkadiers u. s. w. in Marburg (Friedländer I, 278, Gerber 1790 s. v.) musikalischer Bibliothek S. 293: „Inpromptu in einem Konzerte wo die Schönen bei der vortrefflichsten Arie unaufhörlich plauderten:

Fürwahr beinahe sollt' man wetten
Das Kapitol wär hier zu retten“.

Wie oft ist der „Witz“ gemacht oder von bestimmten Personen erzählt worden! in den 70er Jahren in Tübingen z. B. von O. Scherzer! Natürlich steht er auch schon bei Heine.

[1]) Von den oben erwähnten „Unterhaltungen fürs Klavier“ heißt es hier „ein Werkchen, was der Verfasser selbst nicht mehr für seine Arbeit erkennen mag“!

Was ihr dabey noch in unsern Augen sehr viel Ehre macht, ist dieß — sie kann das Loben nicht vertragen und sucht mit Fleiß ihre eigene Stärke zu verkennen. Und — lieber Bruder, sagte neulich Schubart, das Piedestal der wahren Größe ist — die Demuth.

Sie hat auch Anlage zur Sezkunst, und machte bereits einige glückliche Versuche darinnen, die aber bis jezo noch nicht allgemein bekannt werden durften[1]).

Noch einen Wunsch mag uns das gute Kind erlauben, es ist der, daß sie das Klavier, das sie von außen und innen, durchaus kennt, ganz in die Zahl ihrer Lieblinge rechnen möchte, und muthig auf der Bahn forttrete, auf der sie schon Riesenschritte gethan hat."

Man wird dies erbauliche Gesalbader nicht ohne Anteil lesen, wenn man das spätere schwere Geschick der Boßelerin kennt. Welch prächtiger Stoff wäre übrigens diese Figur für einen schwäbischen Romanschriftsteller! — Nicht ganz ohne Spitzen persönlicher Art ist Zumsteegs Charakteristik. Fast scheint es, der Schreiber habe den guten Zumsteeg im Verdachte des Pokulierens gehabt, denn er empfiehlt ihm am Schlusse die Lektüre der Palinodie an Bacchus (Schubart Hauff 462 ff.), macht eine moralinsaure Bemerkung über „gute Sitten" und fügt das anzügliche Distichon bei:

Musica noster Amor! sic stat sententia sed non
ut dicunt alii: pocula noster Amor.

Aus dem sonstigen Inhalt hebe ich noch hervor, daß S. 135 f. Schubarts Cantate „Die Macht der Tonkunst" (Text ohne Autor) steht. Unter den Anekdoten S. 113 ff. steht ein Urteil Schubarts über Vogler 125, das ganz mit dem Urteil in der Ästhetik stimmt (siehe mein Buch S. 61) „Schubart behauptet, daß Herr Vogler in Absicht seines Spiels, noch lange nicht seinem Ideal entsprochen, und daß er auch weit nicht in den Enthusiasmus geraten, dessen man ihn in etlichen Zeitungen beschuldigt. Vermutlich schrieb sich also jene Nachricht von Herrn Vogler selbst her, der, wie bekannt, immer zuerst sein eigener Lobredner zu sein pflegt. Wo sich Vogler auch immer hören ließ, hieß es: „Er spielt sehr feurig aber nicht fürs Herz".

Da in dem Berliner Exemplar des Taschenbuchs der Name „Junker" mit Bleistift beigeschrieben steht, so ist es möglich, daß das ganze von dem Hofkaplan Junker zu Kirchberg herstammt, geboren zu Öhringen, der selbst viel komponierte und zusammenschrieb (eine vernichtende Kritik seiner Schriftstellerei steht beispielsweise in Forkels

[1]) Schub. a. M. S. 97! 106 ein Morgensang von Regina komponiert!

musikal. krit. Bibliothek Band II, 1778 S. 235). Der Schreiber hat jedenfalls Schubart auf dem Asperg besucht.

In der Tat scheint Karl Ludwig Junker der Verfasser. Auch im Münchner Exemplar der Jahrgänge 1783 f. steht der Name hineingeschrieben. Auch die Vorrede (aus Kosmopolis datiert! auch ein alter Witz!) verrät die Autorschaft deutlich genug, Beiträge werden an Steiner in Winterthur erbeten, „wem Herr Junker in Kirchberg gelegener und näher ist, der beliebe sich an ihn zu wenden, von beyden hier bestimmten Männern gelangen alle Beiträge bald und sicher an mich." Er bittet um Beiträge, da die Fortsetzung eines solchen Werkchens „ohnmöglich das Werk eines einzigen Mannes, der noch dazu in einem öffentlichen Amt stehet." Der Jahrgang 1783 enthält einiges über bildende Künste, über Musik nichts von Belang, als armselige Notizen über Künstler 4.—5. Ranges, dazu ein paar Briefe von Schmittbaur in Karlsruhe.

Junker ist wiederholt, auch ins Württembergische, gereist und hat die Eindrücke solcher Reisen mit redseligem Behagen in des bekannten Erlanger Geschichtsprofessors Meusel diversen periodischen Publikationen niedergelegt. Jene Bekanntschaft mit Regine Voßler und Besuch Schubarts fällt ca. 1784. Einige nicht uninteressante Notizen stehen in Meusels Museum für Künstler und Kunstliebhaber 1788, II. Stück, S. 69 ff.: „einige artistischen Bemerkungen auf einer Reise nach Ludwigsburg und Stuttgart im Junius 1787".

S. 75 ff. äußert er sich über die musikalischen Verhältnisse Stuttgarts, über die Besetzung des Orchesters, er hört die Grotta di Trofonio von Salieri, die ihn entzückt, und die Frascatanerin von Paisiello. Es sind die Stücke, die Schubart in den ersten Nummern der wiedererscheinenden Chronik rezensierte (Schub. als Mus. S. 133). Am Fronleichnamstag hört er eine Messe von Poli in der kleinen Schloßkapelle, der Herzog ist selbst gegenwärtig. Bei der Probe im Opernhaus probiert man wegen des Todes der Fürstin von Thurn und Taxis das Requiem von Jomelli, ein Libera von demselben, und ein Miserere von Vogler. „Vogler darf sich nicht zu Jomelli stellen! Poli fragte nach der Probe Schubarten, der den Baß mitsang, wie ihm das Miserere gefiel! Schubart antwortete: es ist mathematisch gut und ästhetisch schlecht! ich unterschrieb dies Urteil." Poli, dessen Dirigieren Junker sehr imponierte, enttäuschte ihn bei der Beisetzung der Fürstin in Ludwigsburg sehr, man hörte nicht nur jeden Taktschlag, sondern auch seine Zurufe an Musiker und Sänger deutlich!

S. 80 f.: „Ich kann nicht schließen, ohne bei dieser Gelegenheit ein Wort von Schubart zu sagen.

14 Tage nach seiner Befreiung, fand ich ihn im Schoos (!) seiner braven Gattin und seiner einzigen Tochter! — Ihn den wärmsten Freund seiner Freunde, den besten Gesellschafter seiner Vertrauten!

Seine Tochter ist eine der ausdrucksvollsten Sängerinnen des Theaters! und sein Sohn ist jetzt in Berlin.

Seine glückliche Laune hat durch seine Gefangenschaft nicht verlohren! und der Herzog selbst ermunterte ihn, bei der ersten Audienz, alles zu vergessen (!).

Wenig Edle schätzen ihn ganz! noch viele verkennen ihn! Posselt wird nächstens in seinem Magazin seine Charakteristik liefern. Er ist Direktor vom Theater! mit Musik hat er nichts zu thun, als insoferne sie teutsche Operetten betrifft! die Italienische hat er Poli, der seine Tochter gebildet, überlassen."

Folgt S. 81 ff. anhangsweise eine Charakteristik der damaligen Sängerinnen, welche aus der école des demoiselles hervorgegangen, Gauß, Baletti, Schubart, abgebildet Herzog Carl Eugen von Württemberg und seine Zeit S. 545 [1]).

Eine beiläufige Erwähnung Schubarts, die noch nicht beachtet worden ist, stieß mir auf in einem kuriosen, aber vielfach recht interessanten Büchlein, der Autobiographie des als Münsterorganisten in Ulm 1825 verstorbenen Samuel Gottlob Auberlen. Ulm 1824 (Ulmer Stadtbibliothek). Ihn hat Friedländer nicht bloß der Erwähnung, sondern auch des Abdrucks eines seiner Lieder „Der Mondschein" würdig befunden. Musikbeispiele S. 269. Er urteilt B. I, 296 sehr richtig über ihn, daß seine Kompositionsversuche dilettantisch sind (man muß freilich die bescheidene Vorrede der 1784 erschienenen Liedersammlung lesen, wo er offen sagt, die Sachen seien für Anfänger im Klavierspielen oder

[1]) In den Angaben, die R. Krauß a. a. St. über die Sängerinnen, unzweifelhaft aus ersten Quellen gibt, fällt mir auf, daß die Flucht der Sopranistin Sandmaier mit dem Hofkaplan Baumann im Oktober 1782 erwähnt wird, nachher die Entlassung der Madame Weberling 1788, dabei aber nicht erwähnt wird, daß die Sandmaier mit einem Weberling verheiratet war, der freilich nicht der von Kr. erwähnte Weberling (Karl Friedrich) gewesen sein könnte, der im Jahr 1782 erst 13 Jahre und 1788 19 Jahre alt war. Bei Gerber wird die Geburt des Violinisten (Johann? Friedrichs) W. 1758 angegeben, und die Verabschiedung der Madame Weberling (geborene Sandmaier) 1784. Junker schreibt: „Madame Weberling, ehemals die erste Sängerin, die sich auch ohnlängst in Frankfurt hören ließ, hat seit einigen Jahren den Abschied wegen eines gewissen Liebesverhältnisses mit — — — Aber man hofft, daß sie nächstens, auf Schubarts Vermittlung, wieder engagiert werden werde! Sie ist eine geborene Sandmaierin!" Hier klappt irgendeine Angabe nicht!

Gesang bestimmt), daß aber „manche empfindungsvollen Momente überraschen.“ Ich habe die Sammlung (Berliner Bibliothek) durchgesehen und fand neben ganz Geschmacklosem (das Mailied von Goethe ist der reinste Dudelsack!) einige sehr hübsche Melodien, z. B. „Wunsch eines Liebenden“ S. 18 der an Rheinecks „Blühe liebes Veilchen“ erinnert, dann „Die Bitte“ S. 22 mit den „Mozartischen“ Sexten. Dieser Fellbacher Schulmeisterssohn, der schon mit 14 Jahren, so oft eine Oper in Stuttgart war, mit 6 kr. in der Tasche nach Stuttgart zwei Stunden geht, vier Stunden in der Oper aushält und von 11 bis 1 Uhr nach Hause wandert, hatte einen recht bewegten Lebenslauf[1]), von dem hier nicht weiter die Rede sein kann. Er wollte nicht Schulmeister bleiben, geht nach Zürich, wird Musiklehrer, heiratet — der Tollkühne — ernährt sich von Musikstunden und Konzerten schlecht und recht, erfährt 1789, daß in Stuttgart einige Stellen für Violinisten frei werden und reist daraufhin im August nach Stuttgart — der Tollkühne! Der Hofmusikus Kaufmann führt ihn zum Schwiegervater Schubart, Zumsteeg und Poli zum Oberst Seeger und er hält auf dessen Rat um die Erlaubnis an, als Freiwilliger „mit Titul und Rang“ im herzogl. Orchester spielen zu dürfen, von einer fixen Besoldung aber erwähnt er „vor der Hand“ nichts, weil sie ihm doch, ehe ein Vierteljahr vorübergehe, auch wie den andern Hofmusikern zukommen müsse. Nachdem er ein halbes Jahr erste Violine mitgespielt, gibt man ihm den Rat, sich um eine Aufseherssstelle in der Akademie zu melden, allein, auch diese Stelle erhält er nicht! Er faßt plötzlich den Entschluß Stuttgart zu verlassen. „Ich ging zu Schubart. Er war in früheren Zeiten ein guter Freund von meinem Vater und auch der meinige. So lang ich in Stuttgart war, gab er mir Beweise davon“. Schubart kann nichts für ihn tun, rät ihm möglichst rasch seinen Entschluß auszuführen und versieht ihn mit Empfehlungen nach Ulm, z. B. an Rat Martin. Freilich auch dort war

---

[1]) Der Inhalt der Autobiographie soll einmal etwas genauer betrachtet werden, wenn ich die Kompositionen alle zusammengebracht habe. Vergeblich suche ich seit geraumer Zeit nach einer Liedersammlung des Jahres 1799: 24 Lieder verschiedener Dichter beim Klavier zu singen Heilbronn. Vielleicht hilft mir ein Leser dieser Blätter dazu? — Friedländers Notizen über das Leben sind unvollständig, der 10jährige Aufenthalt in Schaffhausen fehlt ganz. — Ein ganz abstruses Beispiel barocken Schulmeisterhumors füge ich aus seinem Winterthurer Aufenthalt bei S. 91 f.: „wir hatten einen Herrn Kronauer zur Badstube zum Kontrabassisten; sein Vortrag auf diesem so wichtigen Instrument war von der Art, daß ich vor und nach jedem Konzert den lieben Gott inbrünstig bat, ihn zu sich zu nehmen. Gott erhörte mein Flehen! Er wurde krank und starb. Ich kann aber nicht geradezu glauben, daß es mir oder dem ganzen Orchester zulieb geschehen ist“.!!

nichts zu machen. Ich hätte den kleinen Zug gern dem Bilde Schubarts beigefügt. Für den schwäbischen Lehrerstand speziell hat Schubart viel getan.

Einen hübschen Fund, welcher dem Verzeichnis der Schubartschen Kompositionen Sch. a. M. S. 143 einzureihen ist, und zwar eine ganze Gattung allein repräsentierend, hat Herr Seminarmusiklehrer Weitbrecht in Blaubeuren gemacht und mir in Kopie freundlichst übermittelt. Er fand in dem Notenschatz der Blaubeurer Kirche eine Cantate von Schubarts Komposition.

Cantata
pour
Soprano, Alto, Tenore e Basso
Due Violini
due Flauti
due Corni
due Clarini
Alto Viola
Violono
&
Organo
Del Sign. Schubart.

Text: Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich u. s. w. Lieblingstonart Schubarts: D dur. Der Baß setzt Solo ein, die drei andern Stimmen (Soli) antworten. In einem kleinen Mittelsatz in G dur (Sopran und Tenorsolo) setzt der ganze Chor ein, worauf ein zweitaktiges Andante wieder zum D dur zurückleitet. Das Ganze ist melodisch und harmonisch sehr einfach gemacht, aber recht geschickt und voll Schwung und Feuer. Die Instrumentation ist voll und reich, die Orgel gibt nur Füllakkorde, die losprotzenden Sechzehntelpassagen in den Violinen hat er Jomelli gut abgesehen. Von einer näheren Beschreibung mit Notenbeispielen muß ich hier leider absehen. Ein genaue chronologische Unterbringung der Komposition ist nicht möglich: man hat die Wahl zwischen zweien. Entweder fällt sie noch in die Ludwigsburger Zeiten, wo Schubart einen Kirchenchor dirigierte, vrgl. Sch. a. M. S. 14 f., doch merke ich an, daß gerade dort in der Autobiographie von eigenen Kompositionen nicht die Rede ist. Man könnte freilich direkt z. B. vermuten, daß wir das Stück in Händen haben, das er als Produkt des Italieners Trabuschi seinem Kirchenchor vorlegte, um dann nachher triumphierend den Namen von hinten lesen zu lassen, aber das Geschichtchen

schmeckt stark nach Legende. Die andere Möglichkeit ist die Zeit auf Hohenasperg, wo er ja auch die Jomellischen (?) Salve regina's abschrieb und ihnen deutschen Text unterlegte. Er schreibt daselbst einmal von Kantaten (Sch. 113), aber im Zusammenhang muß man dort an Klavierkantaten denken, speziell an die Macht der Tonkunst. Eher scheint mir die Melodie auf diese Zeit zu weisen, doch kann ich das hier nicht näher begründen. Auch die Verbreitung im Land wäre höchst einfach durch die von Schubart Musikunterricht empfangenden Schulmeister erfolgt, welche sich Abschriften nahmen. Etwas auffallend ist immerhin, daß nirgends von diesen oder ähnlichen Kompositionen geredet wird. Sonst läßt sich fast alles chronologisch sicher unterbringen. Doch ist dies natürlich reiner Zufall.

Jedenfalls beweist der Fund, daß noch etwas zu finden ist. Es heißt also jetzt auch in den Notenschätzen der Kirchen suchen. Diese Kantate wird nicht die einzige sein, die er geschrieben hat. Und noch eine Anregung möchten diese Zeilen geben. Herr Weitbrecht hat die Kantate in Blaubeuren mit schönem Erfolg zur Aufführung gebracht. Ich meine, dies ist die rechte Art, wie wir im engeren Vaterlande von Zeit zu Zeit unserer schwäbischen Kleinmeister gedenken sollten. Vivat sequens!







